Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 20 (1952-1953)
Heft: 11

Artikel: Jugend im Nebel (II)
Autor: Brod, Max
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759353

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

JUGEND IM NEBEL (II)

Erzählung von Max Brod

Wir verabschiedeten uns immer auf der Insel, an der steinernen Prunktreppe. Ein Nachhausebegleiten gab es nicht. «Die Frau hat's nicht gern, wenn ich mit einem fremden Kind angerückt komme.» Diese Frau, ihre Herrschaft, war eine mißtrauische, kranke Witwe. Manchmal saß sie am Fenster, beobachtete die Straße. «Ein fremdes Kind», hieß es dann, «dafür sind Sie nicht bezahlt.» — Nach außen hin hatte mein Verkehr mit Hermine immer etwas völlig Harmloses behalten; sollte nun auch dies in Frage gestellt sein? — Innerlich hatte ich einen Teil meiner Unbefangenheit ohnehin eingebüßt. — Einmal aber war das Gespräch so angeregt, so fesselnd gewesen (mir zumindest war es so erschienen), daß ich, des Verbots nicht achtend, auch noch über die Brücke mit ihr ging. Die Gouvernante lugte nach rechts und links. Wohin gingen wir denn eigentlich? Ich wußte nicht einmal, wo sie wohnte. Eine der engeren Gassen der Neustadt, nicht weit vom Nationaltheater. Die Inselgasse. Das hatte nichts mit der «Vormittagsinsel» zu tun, doch blieb es mir unbenommen, dem Namen eine gleichsam symbolische Bedeutung zu unterlegen. «Es heißt Ostrovní, nicht Inselgasse», belehrte mich das Fräulein mit doktrinärer Bestimmtheit. Ich verstand, sie bekannte sich als Anhängerin der Theorie, gemäß welcher tschechische Straßennamen in Prag unübersetzbar waren.

Vor dem Haus verabschiedete man sich rasch. Doch der konfliktreiche Gesprächsgegenstand mußte bald nachher auf der Insel zur Behandlung kommen. Eine Angelegenheit des damaligen Oesterreich, von der man heute kaum begreift, daß sie einst so maßlos überschätzt werden konnte; im heutigen Licht erscheint sie lächerlich geringfügig: die große Straßentafelfrage. Welch eine Bedeutung schrieb man ihr in jenen unkriegerischen Zeiten zu, wie zerriß sie die Gemüter! Die Jungtschechen hatten nicht lange zuvor die Majorität im Prager Stadtrat erlangt und einsprachige tschechische Straßentafeln in den Nationalfarben Blau-Weiß-Rot eingeführt. Vorher hatte es tschechische und deutsche Aufschriften auf diesen Tafeln gegeben. Aber «Straßennamen sind unübersetzbar». Die Affäre wurde in allen scholastischen Details erst wissenschaftlich, dann praktisch entwickelt; die Deutschen appellierten an die obersten Verwaltungsbehörden, dann an den störrischen Landtag, zuletzt an das zwiespältige Parlament in Wien, in dem der Minister-

präsident Graf Badeni seine «tschechophilen Sprachenverordnungen» gegen stürmische Opposition der deutschen Linken verteidigte. Zuletzt griffen sie zur Selbsthilfe, brachten an Häusern, die privates Eigentum deutscher Stadtbürger waren, deutsche Straßentafeln an — nicht immer an Eckhäusern, manchmal auch in der Mitte der Straße. Schließlich konnte es niemandem verboten werden, sein Haus mit einer beliebigen Firma zu verzieren. Diese Schilder hatten genau die Form und Ornamentik der offiziellen Tafeln, waren aber schwarz-gelb. Den österreichischen Reichsfarben, so dachte man, würden die Tschechen nichts anhaben können; diese aber, nicht faul, bestrichen nachts solche Tafeln mit schwarzem Lack, mochten sie noch so hoch oben angebracht sein, oder schlugen sie durch Steinwürfe in Stücke. Es gab damals eine Photographie «Prager Straßentafeln» — auf ihr sah man eine reiche Sammlung solch verunzierter und beschädigter Platten. Die Deutschen schickten diese Photos eifrig in die Welt, wollten die Oekumene auf einen kulturlosen Frevel gegen hübschen Häuserschmuck hinweisen, das Gewissen Europas sollte ein wenig aufgerührt werden — dieses selben Erdteils, der dann, Jahrzehnte später, Greuel von ganz anderen Maßen stumm, ohne Protest hingenommen hat. — Auch ich fühlte damals mit aller jugendlichen Begeisterung nationaldeutsch. Was mich aber am meisten kränkte, war etwas anderes. Dem geliebten Schwarz-Gelb, vor dem ich in meinem kindlichen Patriotismus auf Knien lag — denn hiezu hatte mich meine ganze Erziehung angehalten —, diesem flammenden Schwarz-Gelb Grillparzers war man zu nahe getreten. Auch in der Inselgasse oder, sei es denn: Ostrovní, hatte ich solch eine schwarz-gelbe Tafel mit abgeschlagenen Ecken und einem Kotpatzen in der Mitte gesehen. «Ist das nicht gräßlich?» war es mir entfahren. Sie darauf, ernst: «Ja.» Wir hatten aber, wie es sich bei der späteren Diskussion auf der Insel zeigte, Entgegengesetztes gemeint. Ich den Verstümmelungsfrevel; sie den Versuch einer Germanisierung Prags, wie sie sich ausdrückte.

Unsere Eintracht hatte einen fühlbaren Klaps bekommen. Doch nicht eigentlich darin lag das Folgenreiche des straßentäflichen Zusammenstoßes, sondern darin, daß er mich auf eine falsche Fährte lenkte. Unsere nächsten Gespräche fanden in einer abgekühlten Atmosphäre statt. Hermine war zerstreut, manchmal fand ich sie geradezu bös und ausfällig gegen mich — durch Fröhlichkeit hatte sie sich ja nie ausgezeichnet, wohl aber war ihrem durchgehenden Ernst manchmal eine Sanftheit, ein liebenswürdiges Eingehen auf meine gewiß oft vertrackten Reden beigemischt gewesen, das mich entzückt hatte. Keine Spur von Sanftheit jetzt! Ich schob

es auf unseren Volkszwist. Hätte ich die wahre Ursache gleich anfangs erkannt — nun, es ist ja undenkbar, daß ich das Unheil, das nun einfiel, hätte abwenden können. Aber manches wäre vielleicht eben doch anders gekommen. Möglicherweise hätte ich mich Gustl, meinem älteren Bruder, anvertraut. Wir waren in jener Zeit zwar verzankt, aber das kam öfters vor; auf Perioden der Entfremdung war immer wieder heiße Freundschaft gefolgt — seinen Rat hätte er mir jedenfalls nicht versagt, hätte diesem Carlo, von dem gleich die Rede sein wird, ordentlich heimgeleuchtet. Doch meine Aufmerksamkeit war abgelenkt. Herrn Carlo beachtete ich anfangs gar nicht, ich schob eben alles, Hermines angstvolle Blicke, ihr kalt verstörtes Benehmen, auf unseren schwarz-gelben Zank. — Statt zu warnen, versuchte ich das Fräulein und ihren verletzten tschechischen Stolz dadurch mit mir zu versöhnen, daß ich ihr erzählte, meine Eltern hätten mir jüngst in der Ferdinandsstraße den alten Dichter Vrchlicky gezeigt, den Klassiker der Tschechen, von dem es hieß, er sei ebenso groß wie Schiller und Goethe. In der Tat hatten mich die Eltern auf den Mann mit dem grauen Seehundsschnurrbart aufmerksam gemacht, der, in seinem braunen Havelock, gebückt, klein, etwas schief, durch den schwachen Regen wankte, und ich hatte ihm mit der gebührenden Ehrfurcht nachgeschaut. Doch die Darstellung dieses Ereignisses schien Hermine nicht sonderlich zu beeindrucken.

Da trat einmal, als wir den Ausgang der Brücke erreicht hatten, ein riesenhafter breitschultriger Mann mit gelbem Gesicht und dickem schwarzem Kraushaar an uns heran. Ich hatte mir angewöhnt, Hermine bis zum Quai zu begleiten — weiter nicht; denn nicht sehr ferne drohte schon die Witwe an ihrem Auslugfenster. — Der Mann nun packte Hermine am Handgelenk und sprach energisch auf sie ein. Man merkte sofort: der hat hier zu befehlen. Nun entsann ich mich, daß sich der seltsame Herr mehr als einmal auf der Insel unserer Gruppe genähert und Hermine Zeichen gegeben hatte. Einmal war sie auch mit ihm für ein Weilchen zur Seite gegangen, ich hatte ihrer kurzen Unterredung keine Bedeutung beigemessen. — Jetzt aber fürchtete ich für das Mädchen, das plötzlich blaß geworden war. Das Wort vom Ritterdienst trat mir ins Gedächtnis. Vielleicht war nunmehr der Augenblick gekommen? Jedenfalls durfte ich jetzt Hermine mit dem Gelben nicht allein lassen. Ich wich ihr also nicht von der Seite, während der Mann drohend auf sie einsprach. Sie ging zwischen uns beiden, die zwei Kinder schritten voran. Nun standen wir vor dem Haus. «Gib ihm die Hand», rief Hermine mir jäh zu. Folgsam trat ich an den großen Kerl heran, der seinen steifen schwarzen runden Hut auf dem

Kopf ein wenig seitlich verrückte. Sie beugte sich zu mir: «Er ist mein Bruder, der Carlo.» Dann faßte er eisern meine Finger. Sollten wir auf diese Art, in dieser Zusammenstellung gesehen werden? Das Ganze war mir höchst unheimlich. Von Anfang an glaubte ich nicht an Carlos Bruderschaft. Wie wenig harmlos mußte er sein, da er offenbar durch eine nahe Verbindung mit mir in den Anschein der Harmlosigkeit gebracht werden sollte — der ich doch selbst, nach Hermines eigenem Ausspruch, in den Augen ihrer Herrin (ich wiederholte es mir mit einigem Gewicht) nicht ganz harmlos war!

Das Fräulein verschwand mit ihren Zöglingen im Stiegenhaus. Der Athlet führte mich ein Stückchen an der Hand weiter, plötzlich ließ er los und schob ohne Gruß um die Ecke.

Am nächsten Tag, auch am übernächsten, kam das Fräulein nicht auf die Insel. Ich war untröstlich, schmiedete Pläne, unter welchem Vorwand ich bei ihrer Herrschaft anläuten, mich erkundigen könnte. Sollte ich tschechisch oder deutsch sprechen? Welche Beziehung zwischen Hermine und mir konnte ich dabei als Vorwand angeben?

Da erschien sie wieder auf unserer Insel, ganz unbefangen; freilich etwas blaß, doch von einer besondern Heiterkeit überglänzt, so, als habe sie sich zu einem Entschluß durchgerungen und sei nun ganz sicher. Wir saßen wieder auf der Rundbank, im Vogelgezwitscher, unfern spielten die Kinder, schälten die rotbraunen Kastanien aus den stachligen grünen Kugeln, die sie vom Boden aufhoben. Hermine forderte mich auf, ihr vorzulesen, was sie selten tat — es war eine besondere Gunstbezeugung. Ich war ganz bei der Sache, doch nach einer Weile unterbrach sie mich. «Erinnerst du dich noch, wie ich dich einmal gefragt habe, ob du mir einen großen Gefallen erweisen willst?»

«Gewiß, Fräulein.»

«Es ist schon einige Monate her. Und heute würdest du es genau so tun?»

«Wenn Sie daran zweifeln, Fräulein, so kränken Sie mich ohne Grund.»

«Gut, ich will dir glauben», sagte sie hastig. «Dann komm also heute abend um neun Uhr hierher. — Aha, du kannst nicht? Du denkst nach? Es ist unmöglich?»

«Wer sagt Ihnen das! — Ich werde hier sein.»

«Dann bring auch eine Aktentasche mit.»

«Eine Aktentasche habe ich nicht. Kann es nicht meine Schultasche sein?»

«Gut. Wenn sie groß genug ist.»

Ich war im Augenblick entschlossen, die meines Bruders zu nehmen. Als Medea ihrem Liebsten folgte, nahm sie viele Reichtümer, alle Zaubergeräte mit und bedachte sich keinen Augenblick lang. «Geht in Ordnung», meinte ich mit gespielter Selbstgewißheit.

«Dann brauchen wir jetzt nicht mehr darüber zu reden. Abends um neun. Verstanden? Jetzt begleite mich nicht.»

Ich blieb wie angeklebt auf der Rundbank sitzen.

Abends mußte ich einen kranken Schulfreund erfinden. Es war etwas Ungewohntes, eigentlich noch nie Dagewesenes, um diese Stunde, nach dem Abendessen, das Elternhaus zu verlassen. Die Mutter wollte mich begleiten. Oder Gustav sollte mit mir gehen. Beides lehnte ich schroff ab. «Laß ihn doch, er ist schon ein großer, erwachsener Junge» lachte gutmütig der Vater. Ich war ihm in diesem Augenblick unendlich dankbar, wiewohl ich sonst seine Spottreden nicht eben geschmackvoll fand. Schon lief ich die Treppe hinab.

Auf der Insel war die eine, die vornehme Hälfte, ganz dunkel. Nur da und dort blinkte trüber, gelber Laternenschein durch das schwarze Buschwerk. Welche Stille! Um so heftiger tobte es drüben im Restaurationsgebiet; man hörte durch die messinggrelle Musik Grölen und Singen. Bei Tage war es hier manierlicher zugegangen. Ueberhaupt war das Inselreich kaum wieder zu erkennen. Grelle Straßenbahnlichter rutschten von der Brücke her über die Baumkronen. Am gemauerten Strand planschten leise die Wellen des Stromes um schaukelnde Boote und vergingen in der Nacht. — Hermine kam mir entgegen. Sie hielt ein Kästchen in der Hand. Wieder Medea! Medea mit ihrer schwarzen Kiste, die seltsam mit Gold verziert ist. Ich konnte im Dunkel nicht viel sehen, doch die kleine Kiste strahlte mir, so schien es, ihr eigenes mattgrünes Licht entgegen. «Rasch, in deine Schultasche.» Sie stieß mir das Kästchen förmlich vor die Brust, dann zog sie den Schlüssel ab. «Den Schlüssel behalte ich. Oder bist du neugierig? Nein, du wirst nicht neugierig sein, bist mein braver Bub.» Sie legte mir die Hand auf die Schultern. So gingen wir eine Weile lang in der äußeren Allee längs des Flusses auf und ab. Mir war, als verhülle sich die Mitte der Insel, der runde Spielplatz unter den Kastanien, wo wir immer so ruhig gesessen waren und unsere unschuldigen Vorlesungen abgehalten hatten — das Dunkel dort, die freundliche Vergangenheit, wollte von der Gegenwart nicht gesehen werden. Die Gegenwart brockte harte, leidenschaftliche Kommandorufe hervor: «Versteck es gut. Du darfst es nicht obenauf liegen lassen, nicht unter den Schulbüchern in deinem Schrank. Irgendwo in einem dunkeln Winkel, unter alten Papieren. Habt ihr einen Dachboden? Es ist

sehr wichtig. Ich werde das Kisterl zurückverlangen. Ich selbst. Wenn ein anderer kommt und es zurückverlangt, dann weißt du nichts. Du hast es nicht und hast nie davon gehört. Verstehst du mich, Armand?»

«Ja, Fräulein. Aber warum sind Sie so aufgeregt?»

«Frag nicht. Das geht dich nichts an. Immer altklug. Warum bist du nicht wie andere Kinder? — Also schön, deshalb mußt du nicht gleich weinen. Paß lieber auf. Auch wenn einmal der Carlo kommen sollte und das Kästchen zurückverlangt — in meinem Auftrag, würde er vielleicht sagen, in meinem Auftrag verlangt er es zurück —, auch dann weißt du von nichts.»

Schon wieder dieser Carlo! dachte ich wild-verdrossen. Ueberall mischt er sich hinein. «Was hat denn der Carlo damit zu tun?» klagte ich.

«Ich will dir ein Geheimnis anvertraun. Aber du darfst es keiner Menschenseele sagen. Carlo — er ist ja mein Bruder —, er weiß von dem Kästchen. Er will es haben, will es mir wegnehmen. Und da hab' ich ihm einfach gesagt: ‚Es ist mir gestohlen worden. Futsch, weg ist es, verschwunden.' — Jetzt soll er durch Prag rennen und den Dieb suchen. Du bist jetzt der Dieb, mein Armand, ist das nicht lustig? Auf dich verfällt er sein Lebtag nicht.»

Ich hob den Kopf, ich war ganz benommen von dem stolzen Gefühl, mit Hermine im Einverständnis und ein Dieb zu sein.

«So, jetzt geh aber nach Hause. Schlag den Rockkragen hinauf. Daß du dich nicht erkältest. Paß auf. Die Schultasche laß im Vorzimmer stehn. Erst wenn alle schlafen, darfst du sie zu dir hineinnehmen. Leb wohl, auf Wiedersehen!»

«Wann?»

«In der nächsten Woche, Sonntag. Ich muß jetzt vorsichtig sein.»

«So lange, Fräulein? Nächste Woche?»

Plötzlich beugte sie sich zu mir herab und lachte. Sie war sonst alles andere eher als humoristisch gestimmt gewesen; diesmal aber schien sie von guter Laune aufgelockert. Eine witzige Redewendung hatte ich nie von ihr gehört, immer nur dieses Kopfschütteln: «Ein Unglück, ein Unglück» — das war Hermine. Natürlich schätzte ich sie gerade ihres strengen Ernstes wegen, und diesmal war mir nicht wohl zumute, als sie ein Wort hervorstieß, das offenbar als Scherz gemeint war: «Komm morgen denn!»

Sie trieb mich zur Eile, drückte mir heftig die Hand, und ich schritt, Trauer im Herzen, die Prunktreppe zur Brückenbahn hinauf, indes sie sich noch eine Weile zwischen den Hecken und Bäumen der Insel versteckt hielt.

*

Von da ab habe ich Hermine nie mehr auf der Insel gesehen.

Vergebens ging ich die Alleen, die Wege zwischen den Beeten auf und ab, sah zur langgestreckten Balustrade der Brücke empor, über die der großstädtische Verkehr hinrollte, — ich strich zu den gedeckten Tischen, zur Schießbude hinüber. Das Buch in meiner Hand wurde bleischwer.

Nach einigen Tagen brachte ich meinen schon früher gefaßten Plan zur Ausführung. Ich klingelte in dem bewußten Stiegenhaus in der Inselgasse. Ein häßlicher, dürrer Frauenkopf schoß heraus, um den ungeordnete weiße Haarflechten flatterten. Ein gelbes Tuch hielt diesen Haarschopf notdürftig zusammen. Und auch die Augen der kleinen Person schienen mir gelb, böse und stechend.

«Ist Fräulein Hermine zu Hause?» begann ich mutig, in tschechischer Sprache.

«Die Hermin! Du weißt, wo die Hermin ist?» kreischte die Alte und streckte Krallen nach mir aus.

«Ich weiß gar nichts, gnä' Frau. Deshalb komm' ich ja her, nachzufragen. Ist sie nicht hier? Wo ist sie?»

Die Stimme überschlug sich. «Die Diebin! Hinausgeschmissen!» Und die Türe fiel zischend ins Schloß. —

Ein oder zwei Wochen später begegnete ich Hermine in einem andern Stadtteil, nahe der Vorstadt Königliche Weinberge, wo ich einen Oheim besucht hatte. «Da bist du ja, Armand», sagte sie freundlich, «ich wollte dir schon schreiben. Die Adresse deiner Eltern habe ich im Adreßbuch gefunden. Tischler, Palackystraße 12. Stimmt's? Aber man hat den Kopf so voll. Man kommt zu gar nichts mehr.»

Nun hätte ich also um ein Haar einen Brief von ihr bekommen, dachte ich. Und diese mir zugedachte Auszeichnung erhob mich in meinen Augen. Aber schließlich war es doch besser, daß durch Zufall das Fräulein mir leibhaftig in den Weg gerannt war. So viel Unklares, Rätselhaftes hatte sich in mir angehäuft, mein Herz war in diesen Wochen des Wartens wie zerdrückt worden — und alles schwarz, alles feindselig ringsum, seit ich das Fräulein nicht gesehen hatte. Ich hatte so viel zu fragen. Mochte sie immerhin zanken, daß ich vorlaut und altklug sei, jetzt war es nicht an der Zeit, zu schweigen, jetzt hatte ich Auskunft zu verlangen. Ich faßte mich aber durchaus bescheiden, ja ängstlich. Ob sie einen Augenblick für mich zu sprechen sei — oder so ähnlich. «Gewiß. Du kannst zu mir heraufkommen, ich wohn' da gleich um die Ecke, in der Hopfenstocková.»

Während wir die ärmlich kahle Treppe emporstiegen, überlegte ich, warum wohl gerade bei dieser Gasse das deutsche Wort, von

der Endung abgesehen, in die tschechische Benennung übernommen worden war. Wahrscheinlich aus historischen Gründen. Es ist eben eine alte, respektgebietende Stadt. — Auf einem Porzellanschildchen las ich: Hermína Padourová. So also hieß die Gouvernante. Nun wußte ich es.

Ein dunkles Vorzimmer. Eine seitlich angebrachte Türe mit kleinen bunten Glasscheiben schien in eine Nebenwohnung zu führen. Hermine öffnete eine andere Türe, geradeaus. Es zeigte sich ein kleines, aber sehr sauber und geschmackvoll eingerichtetes Zimmer, das mir durch seine angenehme Ordnung sofort die Vormittagsinsel ins Gedächtnis rief. Ueber einem schwarzen Pianino hing Beethovens Totenmaske. Neben einer Chaiselongue gab es eine halb zurückgeschlagene Stoffportiere vor einigen dichtgefüllten Bücherregalen.

Die Gouvernante folgte meinem Blick. «Ich studiere wieder», sagte sie. «Ich lerne jetzt auch singen. Carlo meint, daß ich eine gute Stimme habe.»

Das war ja erfreulich und jedenfalls besser als Kinder hüten. Ein Fortschritt. Wie konnte man aber von hier aus den Uebergang zu der Frage finden, die mich am meisten belastete? «Ich war bei Ihrer Dame, Fräulein», fing ich stockend an.

Sofort begann Hermine laut zu beteuern: «Ich habe nichts genommen. Die Alte ist verrückt. Ich weiß, was sie herumtratscht. Beim Grabe meiner Eltern schwöre ich, daß ich nichts genommen habe.» Ich beruhigte mich sofort, aß von den Bonbons, die sie mir in einem blaumarmorierten Pappkarton anbot. «Und das Kästchen?» fragte sie nach einer Weile, mit einem Augenzwinkern, wie mir schien. «Es ist doch in Sicherheit?»

Es lag unter alten Spielsachen versteckt, die niemand mehr nachsah. Ich hatte viel Sorgfalt aufgewandt, das Gerümpel hoch über Medeens dunkles Erbe zu schichten. Mit Darstellung meiner klugen Mühe hielt ich nicht hinterm Berg und erhielt gebührendes Lob. Zur Belohnung spielte mir das Fräulein eine Mazurka von Ganné vor, die mir ungemein gefiel. Sie hieß «La Czarina» und klang dementsprechend sehr stolz.

«Jetzt werde ich bald gehen müssen», sagte sie nachher. «Du kannst mich begleiten, wenn du willst. Jetzt ist alles nicht halb so schlimm.» Sie bat mich, hinter einen Wandschirm zu treten. Als sie fertig war, leuchteten ihre Pfirsichwangen, ihre Lippen doppelt so schön wie früher. Sie sah nun viel jünger aus als gewöhnlich. Durch ihre hellgrünen Augen konnte man gleichsam durchsehen, wie durch Glas- oder durch geschliffene Edelsteine. Aquamarine. Wir hatten diese glorwürdigen Mineralien neulich im Naturalien-

kabinett der Schule vorgezeigt bekommen. — Mittelst eines Apparates sprühte sie Parfüm auf ihren freien Hals und ihr Kleid, wobei auch ich etwas abbekam. — Es war etwa sieben Uhr. Wir hatten nicht weit zu gehen. «Ich arbeite vorläufig in dieser Weinstube», erklärte sie. Ich las die Firmentafel: Dalmatinische Weinstube — Carlo Dipauli.

«Er ist also nicht Ihr Bruder?» sagte ich, nicht ohne eine gewisse Beschämung und Trauer.

Sie mußte nachdenken, schien sich mit Mühe zu entsinnen. «Ach so!» lachte sie dann — es fiel ihr nicht ein, sich zu entschuldigen.

Ich machte einen Schritt auf sie zu. «Dann haben Sie gelogen.»

Ehe sie mir antwortete, trat sie erst in das Lokal ein, sprach zu jemandem. Dann kam sie wieder hervor, angeregt, froh. Sie mußte wohl meine gespannt wartende Miene bemerkt haben; denn sie nahm sich nun ein wenig Mühe, ihre Aufmerksamkeit auf mich zu sammeln. Doch blieb sie weiterhin scherzhaft. «Ja, ja», sagte sie, «man muß eben manchmal lügen.»

Es traf mich hart, daß mich ihr Tonfall an ihre früheren Insel-Worte erinnerte: «Ja, so was kommt schon vor.» Damals hatte ich ihr von Medea erzählt, die dem Liebsten zuwillen Gefahr, Heimatlosigkeit und sogar Verbrechen auf sich nimmt. Ich begann zu ahnen, daß vielleicht schon damals, auf der Insel, ihr rasches Einverständnis mit Medea in irgendeinem Zusammenhang mit Carlo gestanden war.

Meine nachdenkliche Haltung schien ihr leid zu tun; denn sie sagte mir, sich verabschiedend, ich solle sie wieder besuchen. Tag und Stunde gab sie rasch an. Ich hatte nun allerdings den Eindruck, daß es besser wäre, sie überhaupt nicht mehr zu sehen. Aber da war dieses Zauberkästchen. Es stellte eine Verbindung her, der ich mich nicht so ohne weiteres entziehen konnte.

Am Ende bist du auf diesen Carlo eifersüchtig, sagte ich mir. Das wäre doch natürlich der haarsträubendste Unsinn. Hast du etwa einen Anspruch auf diese große, erwachsene Frau? Das schlüge allen Naturgesetzen ins Gesicht. Willst du dich lächerlich machen? — Das einzig Richtige: die Sache auf die leichte Achsel zu nehmen, als eine Kinderei, die sie ja auch wirklich war. — Was mich festhielt, war der Umstand, daß ich durch die Spalten dieser Kinderei deutlich und immer deutlicher den dunklen Abgrund des mir noch unbekannten Lebens zu erblicken meinte. Hatte früher die liebliche Dichtung den Kreis gebildet, in dem Hermine und ich miteinander in einer Art von vagem Einverständnis vereint gewesen waren, so verband uns jetzt, ganz ebenso dunkel und ahnungsweise, etwas Schmerzendes: das Gräßliche des Daseins, das ich

damals zum erstenmal zu fühlen bekam, ohne ihm gewachsen zu sein, ohne mich auch nur im entferntesten darin auszukennen. Hermine legte es mir auf — gewiß, ohne es zu wollen, sie nahm mich nur eben in ihr Leiden mitherein oder ließ es mich doch ganz aus der Nähe mitansehen.

Beim nächsten Besuch fand ich sie in Tränen. Und das war nun schon allerdings recht unmöglich auf die leichte Achsel zu nehmen. Denn ich hatte noch nie einen Erwachsenen weinen gesehen. Ich hielt das bis dahin für ein Vorrecht der Kinder. Hermine klagte mir, als sei ich ihr Vertrauter. Carlo betrog sie mit leichtfertigen Weibern. Während sie sich in seinem Geschäft abmühte, Chansons sang und Klavier spielte, die Gäste nach Kräften unterhielt, vertrank er alles, womit sie ihm zu helfen, womit sie eine gemeinsame Existenz mit ihm aufzubauen gedachte. «Du bist doch ein verständiger Junge. Kannst du mir nicht helfen? Weißt du keinen klugen Rat für mich?» So rief sie und schüttelte mich leidenschaftlich — sie roch nach Wein, was ich vordem nie an ihr bemerkt hatte; in ihrer Hilflosigkeit und Unbeherrschtheit erschien sie mir unsäglich beklagenswert. «Du hast natürlich keine Ahnung, was ich machen soll. Wenn's einen gepackt hat — was helfen dann all die Wissenschaften, die feinen Bücher! Ins Feuer mit ihnen!» Sie ging gegen die Regale los, zerfetzte einen der Bände, daß die Blätter flogen. Mir war, als risse sie mir ins Herz, als wolle sie meinen guten Einfluß, den ich vielleicht, ohne es zu wissen, eine Zeitlang auf sie ausgeübt hatte, verhöhnen und mit der Wurzel ausrotten. «Ja, wahrhaftig, was helfen einem all die Bücher!» wiederholte sie wild. Schützend stellte ich mich zwischen die Bücherreihen und sie. Ihre hellen Augen rollten wie die einer Furie, die Hände schlugen nach allen Seiten. Dann fiel sie schluckend aufs Sofa nieder. Ratlos vor solch mächtigem Ausbruch stand ich neben ihr. Allmählich wurde sie stiller, trieb ihr Taschentuch wie einen Knebel zwischen die Zähne. Trotzdem hörte man sie stammeln. «Viel ordinärer, als du meinst, Armand — ja, das ist das Leben — einfach hundsgemein ist es. Ein Abort! Und alles, was in den Büchern steht — ein Gesäusel dagegen, sag' ich dir, ein Rosenschnaps — lächerlich blöd.»

Ich war noch zweimal oder dreimal in ihrer Wohnung. Die Auftritte wiederholten sich mit verstärkter Kraft. In gleichem Maße wuchs meine Verwirrung, mein Mitgefühl, mein verzweifeltes Umherspähen nach einem Rettungsweg. Hermine sollte wegfahren, irgendwohin aufs Land, sich erholen, den Unheilseinflüssen der Stadt entzogen sein. Ich könnte meine Markensammlung verkaufen, mir vielleicht anderweitig Geld leihen... Ich sagte es ihr. Sie schüttelte heftig den Kopf.

«Was ist das da?» sprach mich ein paar Tage später Gustl an, mein älterer Bruder. Zu meinem Erstaunen hielt er das Kästchen in der Hand. «An older Geizkragen bist. Für an Kreuzer jagst a Laus über die Schmölz. Und dabei hast du unter die Spielsachen a Schatz versteckt, wie die Frau Erbtant unterm Bett. Hör mal, wie's rasselt. Gewiß lauter Dukaten. I hab mein olde Elektrisiermaschine gsucht, da bin i halt an das Zeug da ankommen.» Seine tiefe Stimme tat mir wohl. Warum hatte ich ihm nicht längst gebeichtet! Eine Kleinigkeit hatte uns auseinandergebracht, ich hatte ihm einmal am Sonntag meinen neuen Hut nicht geliehen; wirklich aus Geiz oder übertriebenem Hang zu schönen Eigentumsstücken. Vier Jahre älter als ich, übte er im übrigen eine unbegrenzte Autorität über mich aus.

Doch vorerst war das, was er sagte, alles andere als tröstlich. «Hehlerei is dös, verstandez-vous?» Er schwenkte das Kästchen. «I kenn mi aus beim Wurschtkessel. Hermina Padourová heißt die feine Person. Hab i recht oder nit? Nun aber schlägt's dreizehn. Entweder du gibst des sakrische Diebsgut zruck...»

Er hatte mich völlig überrumpelt. Ich dachte gar nicht daran, zu leugnen. Woher konnte er denn den Namen wissen? — Es schmerzte mich immer, wenn er in seine Wiener Redensarten verfiel. Das tat er, sooft er mich seine Ueberlegenheit fühlen lassen wollte. Gut, er hatte einige Zeit lang an einer Realschule in Wien studiert, war, mit mir verglichen, ein weitgereister Mann und an Weltklugheit mir um Jahrzehnte, nicht um Jahre, überlegen. Das wußte ich ja. Mußte er mir's auch noch mit Juvivallera und in allen Tonarten fescher Lustigkeit vorführen, während ich mich wie ein Nichtserl in der Ecke zusammenkauerte? — Er war mir nachgeschlichen, hatte die Porzellantafel an der Wohnungstür gelesen. «Die ganze letzte Zeit hast du mir net recht gfallen. Es war was los mit dir, daß 's mir graust hat. So a Tschaperl, a unvernünftigs. Wie du manchmal da umanandgschlichen bist. So arm.» Ein schöner Zug, er hatte sich Sorgen um mich gemacht. Schon war ich halb versöhnt, als er mir eine Zeitung vor die Nase hielt, die «Bohemia», das stammdeutsche Blatt, das mein Vater abonnierte. «Ein Messerstecher» war der Untertitel in einer lokalen Notiz. Carlo Dipauli hatte seine «Freundin» (so sagte das herzlose Journal) in seiner Weinstube, in der sie als Kellnerin angestellt war, mit dem Messer überfallen und leicht verletzt. Man hatte ihn eingesperrt.

Ich ahnte ein wenig, was sich zugetragen haben mochte. Von Gustl erbat ich vierundzwanzig Stunden Bedenkzeit. Und schon war ich auf dem Weg in die Hopfenstockgasse.

Was würde ich ihr sagen? Das Kästchen konnte nicht im Hause

der Eltern bleiben. Jetzt, da ein Prozeß drohte, da die ganze Geschichte aufflog... Am Ende hatte ich mich mitschuldig gemacht? Doch das Anvertraute dem gefährdeten Fräulein zurückstellen, gerade jetzt — war das nicht eine abscheuliche Feigheit und eine Gewissenlosigkeit dazu? Nein, auch das war ganz und gar undenkbar. Was blieb mir zu tun, wo gab es einen Pfad? Ich vergaß ganz, daß ich den Schatz gar nicht mehr in der Hand hatte. Gustl hatte ihn in Verwahrung genommen und gedroht, den verdächtigen Gegenstand zur Polizei zu tragen, wenn ich ihn nicht bis zum Abend aus dem Hause geschafft hätte. Nicht einmal die vierundzwanzig Stunden waren mir von ihm bewilligt.

Ich hatte erst ein paar hundert Schritte getan, als mir Hermine entgegenkam. Sie war auf dem Weg zu mir, atemlos. Die linke Hand stak in einem weißen Verband. Die Wunde tat aber nicht weh, wie sie mir gleich sagte. Auf ihren Wunsch traten wir in ein großes Café ein, das um diese Vormittagsstunde fast völlig leer war. Es lag nicht weit vom tschechischen Nationaltheater. An Nachmittagen war es von den Künstlern dieses Instituts, ferner von vielen Damen, auch von Männern mit langen Haaren, vermutlich Malern und Schriftstellern, bevölkert, wie mich des öfteren ein neugieriger Blick von außen her durch seine Scheiben belehrt hatte; jetzt bot es sich verlassen und wohlgeordnet dar, die großen Fenster blickten ungestört auf den Quai. Drüben wogten langsam die Baumkronen der Schützeninsel, ein grünes Hügelland, das sanft dem Wind nachgab, mitten im blanken Strom; ein verschlossenes, nie mehr betretbares Heiligtum.

Aus Herminens wirren Reden entnahm ich, wie sehr sich die Lage noch verschlechtert hatte. Daß mir die Zeitungsnotiz bekannt war, setzte sie voraus. Nun hatte der schlechte Kerl sie verleumdet. Gleich beim ersten Verhör hatte er sie als Diebin bezeichnet. Ja, sie hatte allerdings das Geld und den Schmuck genommen, aber nur für ihn, den Unhold — und sie hatte es wahrhaftig nur als Darlehen betrachtet. Wenn es zur Heirat gekommen wäre und wenn die Weinstube floriert hätte, so wäre es ihre erste Sorge gewesen, der Witwe alles zurückzuzahlen. Auch gab sie dem Carlo nur das Nötigste, da sie rechtzeitig daraufgekommen war, daß er einen lockeren Wandel führte. Das übrige wußte sie bei mir in Sicherheit. «Du hast mir so geholfen, mein Junge.» Immer wieder habe Carlo wütend nach dem Rest gefragt, die Prügeleien hätten gar nicht mehr aufgehört... Gerade weil sie ihm das Kästchen nicht ausfolgte, war es auch zum letzten Zusammenstoß gekommen.

Aber trotzdem hat sie ihn weiterhin geliebt — dachte ich. Und weiter: Das also ist die Liebe, von der die Dichter so Edles,

Rühmenswertes erzählen. Genau genommen erzählen sie ja auch Schauerliches. Aber man stellt sich das anders vor. — Seltsamerweise begann eine Last von mir zu weichen, während Hermine auf mich einredete. Ich hatte mich vorzeitig, das wurde mir nun klar, auf ein Gebiet vorgewagt, auf dem ich nichts zu suchen hatte. Ich sagte mir, daß es keine Schande sei, in einem Kampf geschlagen zu werden, für den man nicht die geringste Ausrüstung besaß. Nun aber war mein Bruder dazwischengekommen. An ihn hielt ich mich, er würde mich schützen — trotz seiner frechen Spottreden; er war eben doch der Bruder.

«Gib mir jetzt das Kästchen», sagte Hermine. «Heute abend brauche ich es.»

Ein rettender Lichtstrahl! Wenn sie es selbst zurückerbat, freiwillig! — Vielleicht war ihr auch der Gedanke peinlich, daß sie mich in eine Gefahr gebracht hatte. Ein Weilchen lang knüpfte sich das Band zwischen ihr und mir aufs neue und fester als je. Das aber erhöhte meine Verantwortung. «Was wollen Sie denn damit machen?» fragte ich besorgt.

«Ist mir ganz einerlei. Für Carlo brauch' ich's nicht mehr. Das ist aus. Am besten, ich schmeiß' alles in die Moldau.»

«Oder Sie könnten es der alten Frau zurückgeben. Das wäre vielleicht noch besser. Wenn Sie sich fürchten, trag' ich's allein hin.»

Sie sah mich mit leuchtenden Augen an. «Ein guter Einfall. Du hast recht, Armand.» Ein Glücksaugenblick ließ die Kristallüster des schönen großen Raumes wie riesige fröhliche Kreisel aus Glas regenbogenfarbig durch die Luft schwingen.

«Der Einfall ist von Ihnen», sagte ich. «Das mit dem Darlehen hat mich draufgebracht.»

Sie hörte mich nicht. «Natürlich geb' ich es allein zurück. Das ist ganz leicht. Ich läute, stell' es auf die Schwelle. Den Schlüssel dazu. Hinter einer Säule im Treppenhaus kann ich noch sehen, wie's die Alte nimmt.» Sie malte sich alles so rasch und lebhaft aus, daß ich meine Freude daran hatte. Diese Freude minderte sich allerdings, als Hermine dazusetzte: «Dann krieg' ich auch eine kleinere Straf'.»

Die Möglichkeit einer Strafe für das Fräulein war bisher nicht in meinen Gesichtskreis getreten. Ich saß mit offenem Mund. «Sechs Monate Pankrac schauen wohl raus. Was wunderst du dich? Ohne die Rückgabe hätte ich zwei Jahre gekriegt.»

«Aber sind Sie denn angeklagt, Fräulein?»

«Noch nicht. Für nächste Woche bin ich als Zeugin vorgeladen. Aber der Weg von der Zeugenbank zur Anklagebank ist oft sehr kurz. Man wird mich wahrscheinlich gleich dort behalten.»

«Da wäre doch eigentlich gescheiter — können Sie denn nicht flüchten, wegfahren?»

«Wohin? — Und es gibt Steckbriefe. — Und dann, einmal will ich dem Menschen noch alles ins Gesicht schreien. Er soll nicht glauben, daß ich mich fürcht' und weglauf'.»

Ich war noch zweimal bei Hermine, in ihrer Wohnung.

Das Kästchen hatte ich ihr im Einverständnis mit meinem Bruder gleich abends übergeben. Nun wollte ich wissen, wie die Expedition ausgefallen war. Alles in Ordnung. — Dann kam ich noch am Tag vor ihrer Einvernahme. Sie erzählte viel, sie war ganz aufgeräumt. Eine Beratung mit einem Rechtsanwalt war vorangegangen. Er hatte ihre Vermutung bestätigt; vier oder sechs Monate, glimpflicher werde es wohl nicht abgehen. Seltsam, ich hatte mir das alles ganz anders gedacht. Wenn man ins Gefängnis geworfen wird, so wird man doch vorher in Ketten gelegt. Hellebardiere begleiten einen, die Zugbrücke rasselt... Hier dagegen saß Hermine, blütenweiß gekleidet, ruhig — vielleicht deshalb ruhiger als sonst, weil die eigentlichen Stürme nun verrauscht, die Entscheidungen gefallen waren. Sie sah in die Lampe, dann wieder auf mich. Sie war noch frei, trug keine Fesseln. Sie wartete darauf; in aller Gleichmütigkeit wartete sie auf die Katastrophe, die mir, stellte ich mir sie in Zusammenhang mit dem Fräulein vor, kalten Schweiß das Rückgrat hinablaufen ließ. Sie holte eine Weinflasche aus dem Schrank hervor, setzte zwei feingeschliffene Gläser auf den Tisch. Ich mußte ihr zutrinken, wenigstens nippen. Ein Prosit! Auf eine glückliche Zukunft! Das offenbar gemietete Pianino war weggebracht worden, auch daran hatte sie gedacht. Vielleicht hätte sie mir wieder «La Czarina» vorgespielt, wenn das Instrument noch dagestanden wäre. Beethovens Totenmaske schwebte an der Wand, deren unterer Teil ein seltsam sattes Grün aufwies, oben war es ganz ausgeblichen. — Und nun würde sich also Hermine morgen vormittag um zehn oder elf Uhr, zur anberaumten Stunde, ganz ohne Zwang, in eine Kanzlei, ein Büro begeben, freundliche oder auch weniger freundliche Herren würden sie ausfragen, Protokolle schreiben... und das war heutzutage der Weg ins Gefängnis, zunächst in Untersuchungshaft und dann weiter, wie es eben hinter Kerkermauern zugeht. Wie grausam, wie unverständlich diese ganze Maschinerie! Hatte denn Hermine nicht den besten Willen gehabt? Und wenn man strauchelt, gibt es kein Verzeihen? Wenn man alles wieder gutzumachen sucht? — Schon neulich hatte mir das Fräulein gesagt, daß sie nie mehr einen Lehrerinnenposten bekommen könne. Sie werde wohl auswandern, nach Amerika, wo sie Verwandte habe, die sie allerdings nie eingeladen hätten. Sie

streckte mir die Hand hin: «Adieu, Armand. Wir werden einander lange nicht sehen. Vielleicht niemals mehr.» — Was für eine grausame Welt das war. Und unerbittlich wie ein Ungeheuer wartete sie auf mich, wenn auch noch in einiger Ferne, lauerte auf meinem Weg. — Eine Weile zuckten unsere Hände, zitterten, blieben beisammen; wir starrten gemeinsam wie in eine düstere übergewaltige Flamme — dieses gemeinsame Starren in etwas Unverständliches, das und nichts anderes war ja unsere Freundschaft gewesen.

«Ich möchte Ihnen die Hand küssen, Fräulein Hermine», brachte ich zaghaft hervor.

«Ich lieber dir.» Und nach einer Pause. «Bist ein guter Junge. — Sogar die Briefmarkensammlung . . . Sag mal, ist das wirklich dein Ernst gewesen?»

Ich konnte kein Wort herausbringen. Nickte nur, während sie ihre Hand zurückzog.

«Ein guter Junge. Hab's immer gewußt. Wart mal, ich möchte dir was zum Andenken geben. Da die Noten: La Czarina. Ich werde nicht so bald wieder spielen. Und du hast ja neulich mit dem Klavier angefangen. — Es ist mein Lieblingsstück.»

Dann bat ich sie noch, mir ein paar Worte hineinzuschreiben, eine Widmung; oder auch nur ihre Unterschrift. Als sie mir das Heft übergab, küßte sie mich zart auf die Stirn. — Auf dem Titelblatt war eine russische Bäuerin mit reichem Kopfschmuck abgebildet.

«Ich habe Ihnen auch etwas mitgebracht, Fräulein», sagte ich beim Abschied, schon an der Türe. Ein kleines schwarzes Buch, die Psalmen und Evangelien. Ich hatte mein erspartes Taschengeld drangegeben. Vielleicht würden die heiligen Sprüche Hermine eine Stärkung bringen. Meinen Chauvinismus bezwingend, hatte ich eine Ausgabe in tschechischer Sprache gekauft. Ich überreichte sie ihr scheu, nicht ohne Zögern.

Sie nahm das Buch eigentlich unfreundlich entgegen, ließ es auf der flachen Hand liegen. «Ein Gulden wär g'scheiter gewesen. Man kann dort etwas Geld ganz gut brauchen. Na, aber du hast's ja gut gemeint.» —

Einige Tage später las ich das Urteil in der Gerichtssaalrubrik der «Bohemia». Vier Monate. In ganz kleinen Buchstaben. — Das Zimmer wurde dunkel. Kerker, ein eiserner Riegel an der Türe, Gitterstäbe. Mein Bruder sah mir über die Schulter, fing mich auf, ehe ich vom Sessel stürzte. «Laß das», sagte er milde und ohne hochmütigen Akzent. «So kleine Jungen brauchen noch keine Zeitung zu lesen.»